

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 10. Januar 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 20.

## Des Kindchens Freude.

Ergriffen stand ich, schritt nur zögernd weiter,  
Weil eine Szene eben mir verschwand,  
Ein lachend Bild, so froh, so himmelsheller.  
Daß eine Thräne mir im Auge stand.  
Ein Kindlein, hold wie mit des Heilands Segen,  
Trug heim die Magd; der Mutter vor dem Haus  
Rief's laut mit einem Freudenstrei entgegen  
Und streckte weit die kleinen Arme aus.  
So fliegt der Mensch, der sehnsuchtsvolle, warme,  
Der Lieb' entgegen auf der schönen Welt,  
So streckt zu Gott herauf der Mensch die Arme,  
Den noch die Erde, seine Amme, hält.  
Adolf Peters.

## Der Druckfehler.

Humoreske aus einer österreichischen Kleinstadt von Alexander Engel.  
Unter abenteuerlicheren Umständen haben sich wohl selten zwei Menschen gefunden, wie die Helden dieser Geschichte. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen die Sache unter Distinktion erzählen.

Da sah er nun, der arme Redakteur des „Kittauer Bodeblattes“, und ließ seinen Kopf hängen, daß es zum Erbarmen war. Dieser Stoffmangel... dieser Stoffmangel konnte Räubmörder erweichen und Familienväter zu Einbrechern machen! Flachte er und gähnte dabei, wie es sonst nur die Leser des „Kittauer Bodeblattes“ zu thun pflegen. Dann sah er dortworts voll seine treue Mitarbeiterin, die Schere, an, die sich aus purer Langeweile mit Nostalgien geschmückt hatte. Einige Minuten später verließ er wieder in einen Monolog, der arge Verwirrungen wider beschäftigungslose Notenfälscher und rathende Diebe enthielt.

„Ja, sagen Sie, warum ereignet sich nichts Interessantes in unserer Stadt? Warum passieren nicht wenigstens zwanzig Feiten?“ Mit dieser Frage, die Redakteur Heller an den Administrator des Blattes richtete, unterbrach er sein grübelndes Sinnen. Es erfolgte keine Antwort. Unergetlich drehte er sich nach dem Bulte des Angefprochenen um und bemerkte nun, daß sich dieser bereits entfernt hatte.

„Herr Turnauer, glauben Sie's mir, Sie sind ein glücklicher Mensch; Ihnen ist es leicht, nicht da zu sein,“ rief der Redakteur. Und er ließ wieder den Kopf hängen, kante ohne besonderen Appetit an seinem Federstiel, härtete erfolglos zur Decke empor und blinzelte mit vergeblicher Wuth das reine, weiße Papier an, das geduldig wartend vor ihm lag. Es fiel ihm heute abfolgt nicht die winzigste Indistinktion ein, und wie bringend hätte er sie gebraucht. Er war seinen Abonnenten jetzt knapp vor Quartalsabschluss irgend ein kleines Ereignis schuldig. Die Armen stützten sich jedesmal mit brennender Neugierde auf die „Lokalchronik“, die ihrer Ansicht nach die Verpflichtung besaß, eine bestimmte Anzahl Verlobungen, Scheidungen, Untretzen möglichst gegenständig zu bringen. Und nun war seit Wochen niemandem eine Verlobung zugestiegen, ja nicht einmal die kleinste Partie ging zurück. Im Nothfalle hätten sich die lieben Leser schon damit begnügt. Heller fühlte, daß er diesmal unbedingt einen „Lokalfall“ bringen müsse. „Na, hier fällt mir nicht die unbedeutendste Tagesneuigkeit ein, vielleicht geht's im Spazierengehen besser,“ murmelte er, sagte mechanisch „Adieu“ und verließ hoffnungsfreudig das Redaktionsbureau.

Er schritt gemächlich durch den Park, den die weiße Dämmerung umhüllte hatte. Er vertraute auf den Park, denn geschäftige Männerzungen unterjuchten hier Geburtscheine, eifrige Frauenmündchen kontrollierten da mehr oder weniger dunkel gefärbte „Vergangenheiten“. Die Fama schlug hier ihr Hauptheim auf, üppige Verleumdungen gediehen auf diesem fruchtbaren Boden ebenso gut wie wilde Geheimnisse. Deshalb schwand bereits nach kurzem Gange die Vangigkeit des Redakteurs. Er wandelte durch verdeckte Alleen und bewilderte Wege und schielte beständig nach Lokalchronik. Dort fiel ihm ein tänzelndes Mädchen auf, das nach Her-

zenslust koste — ach, wie schade, es war — verheirathet. Und glauben Sie, die vorübergehende Mama mit den sechs Grazien war für das leidende „Kittauer Bodeblatt“ vernehmbar? Die ganze große Familie erwies sich als journalistisch gänzlich unbrauchbar!

Der gute Haller verzogte, er war anzusehen wie ein Bild des Jammers. Da ging ein Paar an ihm vorüber, das er bereits öfter, zusammen promenirend, gesehen. „Ah, die könnten mir wirklich den Gefallen erweisen, sich zu verloben,“ dachte er in seinem Berufsfeuer. Ein bizarres Gedanke flog durch seinen Kopf. „Sie, lieber Freund, sagen Sie mir einmal, wie heißt dieser junge Mann?“ frug er einen Bekannten, der gerade des Weges kam. „Arthur Kemmler, ja, warum denn?“ „Er kommt mir so riefig unbekannt vor. Und wissen Sie vielleicht auch den Namen der Dame?“ „Gewiß, das ist Fräulein Bertha Meier.“

„Die kommt mir nämlich ebenso unbekannt vor. Also besten Dank, ich werde mich nachher nachsehen.“ Auf Wiedersehen! Rasch drückte er ihm die Hand und enteilte. Der Auskunftsgeber machte ein verdutztes Gesicht und ließ dem Paare nach, um zu fragen, ob es sich vielleicht intognito da aufhalte.

Redakteur Haller schlug das Herz, als ob er an plötzlicher Verliebtheit erkrankt wäre. Doch sein Herz schlug diesmal in Amtsgeschäften. Er tunkte mit dem Uebermuth eines Clowns die Bureautreppen empor, mit einem Sprung befand er sich in seinem Zimmer. Ohne viel Ueberlegung schrieb er einen längeren Artikel, wonach sich Herr Arthur Kemmler — jetzt wußte er nicht: „e“ oder „ö“ — nach Ueberwindung zahlloser romantischer, betäubt gefühlter Schwierigkeiten mit Fräulein Bertha Meier — „h“ oder „h“ bereite ihm viel Verlegenheit, er schrieb aber kurz entschlossen „h“ — verlobt habe. Mit einem „Ich bin gerettet!“ warf er sich in den Lehnstuhl und beschwor einige Augenblicke sein aufgeschrecktes Gewissen, das sich trotz längerer Berufstätigkeit mit solchen Kühnheiten noch nicht gleich abfinden konnte.

„Was kann denn geschehen? Fort, ihr Strupeln der Seele, schwindet, ihr Bisse des Gewissens, na, im ärgsten Falle wird unsere Wude von sehnsüchtigen Müttern überfallen, weil wir nicht auch ihre Tochter verlobt haben.“

Am nächsten Morgen spazierte Herr Arthur Kemmler einsam im Park umher. Er war ein schlanker, gut konservirter junger Mann von ungefähr 30 Jahren, der in seinem Auftreten eine beträchtliche Schüchternheit hatte, die man ihm auf ziemliche Entfernung anmerkte. Er ging erst einige Male auf und ab, grüßte dann nach allen Seiten — und zwar ein bißchen links — und nahm schließlich auf einer der grünen Bänke Platz. Er setzte sich ganz in die Ecke aus übertriebener Bescheidenheit, damit er nur ja keinem anderen den Platz verkrümmere. Er war in jeder Beziehung eine kurzzeitige Natur. Nachdem er so wie eingepöfelt eine Weile dagesessen, sagte er in die Tasche und holte die eben erschienene Nummer des Bodeblattes heraus. Er las erst den Leitartikel ohne besonderes Interesse, dann das Feuilleton mit noch geringerem und wollte eben anfangen, die auswärtigen Nachrichten zu studieren, als seine Blide plötzlich einen Seitensprung machten und entsetzt auf dem Verlobungsartikel haften blieben.

„Ja, was ist denn das?“ schrie er verblüfft und erröthete von der Stirn bis zu den Halswirbeln. Er sperrte die Augen so weit wie nur möglich auf. Dann las er die Notiz nochmals und erröthete wieder von der Stirn abwärts. „Himmel“, dachte er, „was wird denn Bertha dazu sagen? Ich habe mich doch gar nicht mit ihr verlobt! Und ich werde es auch in Leben nicht thun... Ich bin gar nicht im Staude, mich zu verloben“, jammerte er. Er starrte groß vor sich hin und überlegte, ob er einem der Vorübergehenden seine jammervolle Lage gestehen und ihn um Rath fragen sollte. Aber dazu fehlte ihm der Muth und plötzlich fand er, daß er überhaupt ein furchtbar mutloser Mensch sei. Natürlich war er einer! Seit drei Wochen liebte er dieses Mädchen

schon und wäre glücklich gewesen, wenn diese Verlobungsanzeige im „Kittauer Bodeblatt“ den Thatsachen entsprochen hätte! Aber dies war natürlich ganz unmöglich, denn er hatte noch niemals die Kourage gehabt, ihr seine Neigung zu gestehen. Er war ganz ohne Kourage auf die Welt gekommen.

Er schalt sich einen ganz feigen Kerl, ja, einen ganz feigen Kerl — er wiederholte in Gedanken diese Schmeichelei noch ein dutzendmal und hatte ihren Sinn dann endlich begriffen. Natürlich wollte er sich nun sofort befehen — aber sofort. Und diese Notiz da, die ihn erst in Verlegenheit gesetzt hatte, war ja eigentlich ein Glück für ihn — ein glücklicher Zufall, den er benützen mußte.

Auf der Stelle! Er hatte auch auf der Stelle Gelegenheit zur Ausführung seiner guten Vorsätze, denn soeben kam sie. Als er Fräulein Bertha sah, fant ihm selbstverständlich wieder der Muth und trotzdem er sich sehr zusammennahm, begrüßte er sie doch wieder mit jener Schüchternheit, die ihm eben eigentümlich war. Sie dankte lächelnd und beantwortete unbefangene seine Frage nach ihrem Befinden, dabei hatte sie Platz genommen, während er mit dem Hute in der Hand noch vor ihr stand.

„Und Sie haben mir nichts neues mitzutheilen?“ begann sie dann und sah ihn schelmisch von der Seite an. Er wurde dadurch erst recht verwirrt und stotterte: „Oh nein, gar nichts — ja — das heißt — nein —“

Sie lachte laut auf, und er wurde dadurch dermaßen verlegen, daß sogar seine Füße in Verwirrung gerieten und über einen Stein stolperten. Sie stieg ihn rasch, sonst wäre er recht ungraziös zu Boden gefallen — und forderte ihn auf, Platz zu nehmen.

Er that es rein mechanisch, war blutroth im Gesicht und fühlte, wie seine Gedanken im Kopfe eine Quadrille tanzten, während sein Herz bis zum Halse hinauf einen Wirbeltakt schlug.

Sie ließ ihm erst einen Moment Zeit zur Erholung und lächelte dabei in recht schelmischer Weise. „Und was ist denn das für eine Neuigkeit, die Sie mir gar nicht, oder doch, das heißt nicht zu erzählen haben?“ fragte sie dann mit möglichst ernstem Gesichte.

Er schwieg wieder — diesmal überlegte er aber, wie er die Geschichte denn eigentlich anfangen könne. Natürlich fiel ihm nicht das mindeste ein, und nachdem er fast zwei Minuten lang stumm dagesessen hatte, zog er, gefärschig wie ein Fisch, das Bodeblatt hervor und hielt ihr wortlos die Notiz hin. „Sie las, erröthete und ließ das Blatt zu Boden fallen. „Nun,“ fragte sie, „was sagen Sie dazu?“ „Na,“ stammelte er, „Sie — Sie — Sie schreiben sich doch gar nicht mit...“

„Nein“, sagte sie, „bitte, gehen Sie für mich zur Redaktion und lassen — das ist einstweilen das wichtigste.“ Sie den Druckfehler sofort berichtigen. Er nickte läßde mit dem Kopfe und erwiderte geistesabwesend: „Das ist richtig. Es ist eine Schlampererei.“ Dann schwiegen sie wieder eine Weile und Bertha sicherte still in sich hinein. Er dachte an das Ppfilon, sie dachte an etwas ganz anderes. Endlich sagte er sich dann doch wieder und meinte: „Auch mein Name ist verdrückt.“ „Das können Sie ja ebenfalls richtigstellen.“ Er seufzte. „Aber die ganze Notiz ist nicht wahr.“ — „So!“ rief sie lachend, „da wollen wir das auch berichtigen lassen!“

„Ach nein“, bat er, „das kann man der Zeitung doch nicht antun.“ Aber selbstverständlich, wir haben uns doch meines Wissens gar nicht verlobt.“ — „Ja — ja —“, stotterte er, „aber — eigentlich — warum denn nicht?“ — „Mein Gott — das ist doch ganz klar, weil Sie gar nicht um mich angehalten haben.“ „Und wenn ich das thäte?“ „Wenn Sie es thäten, müßten Sie's erst wirklich thun, bevor Sie eine Antwort bekommen.“

Der auf der Lehne der Bank saß und theilnahmslos horchte. Und piepsend nahm er sich vor, das Erlauchte recht bald von den Dächern zu pfeifen! Die Menschen sind doch wunderbar, denken die Spagen. Aber der Schüchtern war jetzt glücklich. Und auch sie, die Muthige. Die Sonne leuchtete hell über ihnen und strahlte vor Vergnügen, die Blätter der Bäume ergrünten vor Freude und leise kruschte der Kies unter den Füßen der Vorübergehenden.

Sie saßen noch immer ganz still und flüsterten leise... „Entschuldigen Sie die mal“, unterbrach sie da eine fremde Stimme, „aus Zerstreuung... durch ein merkwürdiges Malten des Zufalls... ist gestern eine falsche Notiz, betreffend Sie, mein Fräulein, und Sie, mein werther Herr, in unser Blatt gekommen.“

„Gewiß“, rief er in diesem Augenblicke und stand heftig auf. „Sie haben ja den Namen der Dame verdrückt, Fräulein Maier schreibt sich gar nicht mit „h“.“ „Sie soll sofort in ein „i“ verwandelt werden“, entgegnete rasch der dienstbestimmte Redakteur, „und ich widerrufe die Notiz.“

„Wer berechtigt Sie denn dazu?“ erwiderte er heftig. Zum erstenmale im Leben gewann er Muth. „Ah! Ich habe also die Wahrheit gelogen?“

„Ja“, jubelte er, „ich danke Ihnen vielmals.“ Und „sie“ reichte dem Gefälligen lächelnd die Hand und sagte: „Wiederholen Sie die Notiz!“ „Aber ohne Druckfehler“, fügte er hinzu, „und recht fett gedruckt.“

Hiermit ist unsere Geschichte bei einem Abschnit angelangt, doch nicht bei ihrem Ende. Den Schluß, der noch viel interessanter ist, erzähle ich aber nicht, denn ich sehe schließlich gar nicht ein, weshalb ich alles ausplaudern soll. . . .

## Das Bier als Verräther.

Humoreske in zwei Akten von Eugen Jsolani.

Erster Akt. Gemüthliches Heim des jungverheiratheten Dr. Max Felbel, der sich eben mit seinem Frauchen behaglich an den Tisch des Wohnzimmer gesetzt hat. Beide Ehegatten haben Bücher vor sich liegen und Dr. Felbel preist in schwungvollen Worten den Reiz einer eigenen Häuslichkeit. Frau Ottilie jammert. Ah, wie selten ist einem Arzt ein so gemüthlicher Abend beschieden. Sie ist eben dabei, nachzuzählen, wie wenige Abende sie beide so nebeneinander daheim geseßen, ohne daß der Gatte abgerufen wurde zu Kranken, — da läutet am Telegraph.

„Na ja, wieder ein Kranter, der den Arzt ins schauerliche Winterwetter hinauslockt!“ rufen beide Ehegatten aus. Dann aber kommen sie überein, daß Frau Ottilie ans Telephon gehen und zunächst einmal hören, und wenn nicht ein unabwiesbarer Fall die Anwesenheit des Arztes erfordert, den Gatten verlegen lassen soll. „Also, mach's schlau!“ sagt Dr. Felbel.

„Wer dort?“ ruft Frau Ottilie ins Telephon; „Brunert in der Mühlenstraße!“ „Weiß schon!“ flüstert Dr. Felbel, „das Fräulein hustet wieder stark. Mein Mann ist fortgegangen und hat hinterlassen, es sei gar kein Grund zur Beurlaubung; sie sollen die Medizin geben und für die Nacht noch einen Umschlag!“ „Wie meinen Sie? Das Fräulein hustet so stark und kann nicht schlafen! Ja, mein Mann ist lieber nicht zu Hause, er hat aber hinterlassen, daß, wenn Sie antelephoniren, ich Ihnen sagen soll, es sei gar kein Grund zur Beurlaubung! Sie möchten nur die Medizin geben und für die Nacht noch einen Umschlag machen. Wie? Wann er wieder zurückkommt? Das kann ich Ihnen nicht sagen!“

unterwegs an, dann werd' ich ihm sagen, daß Sie gerufen haben. Schön! Schluß!“

„Na, das war schön gemacht!“ ruft Dr. Felbel. „Wegen dieser Angstmeier noch nach der Mühlenstraße! Das könnte mir fehlen!“ Fünf Minuten später findet Dr. Felbel, daß die Gemüthlichkeit erst vollständig wäre, wenn er aus dem „Löwen“ ein Glas Bier da haben würde, worauf Frau Ottilie meint, daß dies leicht zu beschaffen sei. Anna, das Mädchen für alles, könne einen Schoppen Bier aus dem „Löwen“ herüberholen.

Anna wird beauftragt, einen Schoppen Bier aus dem „Löwen“ zu holen. Da das Bier vortrefflich mundet, wird der Auftrag nach einer Viertelstunde wiederholt, worauf aber Frau Ottilie zu Anna sagt, sie möchte statt des Seidels lieber einen Krug mitnehmen und gleich drei Schoppen Bier bringen.

„Dann sagen wir lieber fünf“, ruft Dr. Felbel. „Weißt Du, soviele trinke ich auch immer wenn ich im „Löwen“ am Stammtisch sitze!“

„Nun, ja, und warum solltest Du's daheim nicht so gut haben, wie am Stammtisch in „Löwen“?“ meint Frau Ottilie und giebt der Anna die Weisung, die nötige Menge Bier zu bringen. So endet der gemüthliche Abend im Heime des Dr. Felbel und der erste Akt in schönster Harmonie.

## Der zweite Akt

spielt am Tage darauf am Stammtisch im „Löwen“, an welchem lebhaft disputirt wird, aber plötzlich eine unfällige Unterbrechung in der Diskussion eintritt, als Herr Dr. Felbel zum Frühschoppen kommt.

„Inessen sehr bald kommt die Unterhaltung wieder in Fluß und man spricht von diesem und jenem und schließlich auch, wie von ungefähr, über das Biertrinken der Damen.“

„Meine Frau ist nicht dazu zu bewegen, Bier zu trinken!“ ruft Dr. Felbel aus. „Na, na!“ sagt der Apotheker Grünwald, und die anderen Herren lachen und wiederholen das „Na, na!“ des Apothekers. „Aber erlauben Sie, meine Herren!“ sagt Dr. Felbel beinahe beleidigt. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, meine Frau nippt nicht einmal am Bier!“

Da guden sich die anderen Herren gegenständig anam selbstam an und schmugeln, was natürlich der Dr. Felbel nicht begreifen kann. Aber der Kaufmann Ernesti bringt rasch das Gespräch auf ein anderes Thema. „Nach und nach stehen die Herren am Stammtisch auf und verabchieden sich.“

Als Dr. Felbel zugleich mit dem Kaufmann Ernesti fortgehen will, ruft ihm der Apotheker zu: „Herr Doktor, noch ein Wort!“ So geht der Kaufmann Ernesti allein, und der Apotheker und der Doktor bleiben als einzige Stammgäste zurück. „Was haben Sie denn noch?“ fragt Dr. Felbel. „Ein Wort im Vertrauen, lieber Doktor!“

„Individuum bei Ihrer Frau Gemahlin gewesen sein. „Quod erat demonstrandum!““

Der Doktor Felbel war erst einigermassen verlegen; was hätte er auch antworten können. Entweder mußte er zugeben, daß er als Arzt eine, wenn auch entschuldigte Nachlässigkeit begangen, oder er mußte dem Apotheker recht geben. Das war höchst peinlich. Endlich sagte er: „Aber, lieber Herr Grünwald, meine Frau — wo denken Sie hin! Bin fest überzeugt, die Sache klärt sich sehr harmlos auf. Meine Frau mich betrügen — ganz unmöglich!“

„Na, dann nichts für ungu, lieber Doktor! Meinte nur, als alter Freund meine Pflicht Ihnen gegenüber thun zu müssen. Jedenfalls Obacht geben! Es ist schon mal ein Nachtwächter bei Tage gestorben!“

## Das Jubiläum des „Nürnbergers Trichters“.

Am 1. November wurde in Nürnberg der 300. Geburtstag eines Mannes gefeiert, den die alte Reichstadt an der Pegnitz in die Schaar ihrer vielen berühmten Männer eingereiht hat. Es ist Johann Philipp Harsdörfer, der Schöpfer einer literarischen Gesellschaft, die noch heute besteht. Er ist es auch, auf den die berühmte Redensart vom „Nürnbergers Trichter“ zurückgeht. Unter seiner mehr als 50 Bände füllenden Schriften befindet sich auch ein merkwürdiges, 647 erschienenes Buch, „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Befuß der lateinischen Sprache in 6 Stunden einzugreifen“. Dieses Buch hat die Veranlassung zu der genannten Redensart gegeben. Im Jahre 1644 gründete Harsdörfer den „Blumenorden der Schärer an der Pegnitz“, eine Art literarisches Kränzchen, das sich die Pflege der Dichtkunst zur Aufgabe machte. Aber seine Mitglieder verriethen seine besondere hervorragenden Taten. Höher sind ihre Verdienste um die Reinigung der deutschen Sprache anzuschlagen, die ebenfalls Zweck dieser Vereinigung war. Die „Pegnitzschärer“, wie sie sich nannten, frühnten hauptsächlich der dem damaligen Zeitgeschmack entsprechenden gezeierten Hirtenposse, bei ihren Zusammenkünften, die meistens in einem Birtenhain stattfanden, verkleideten sie sich als Schärer und riefen sich gegenseitig mit angenommenen Dichternamen. Der erste „Dichterhain“ ist nicht mehr aufzufinden, aber der zweite existirt noch. Es ist der Trichain bei Kraftshof, ein herrlicher Park, in dem früher labyrinthartige Laubengänge angelegt waren. Jeder Pegnitzschärer hatte in dem Hain eine kleine Hütte, in die er sich zurückzog, wenn er das Bedürfnis empfand, mit seiner Muse allein zu sein. Der Hain, der 1678 von der Gesellschaft erworben wurde, befindet sich noch heute in deren Besitz. Alljährlich wird dort das sogenannte Trichainfest begangen. — Aus Anlaß dieses Jubiläums wird im Germanischen Museum in Nürnberg eine Ausstellung von den Werken Harsdörfers und der auf ihn und seine Bestrebungen bezüglich Schriften u. f. w. veranstaltet.

## Der Kronprinz und die Bauern-Jungen.

Aus Hannover wird geschrieben: Am Tage St. Huberti wollte der Kronprinz in Hannover, um die St. Hubertusjagd am Militärinstitut mitzuteilen. Im Garten des Gasthauses Waldmannsheil in Menhagen war Rendezvous der aus ca. 300 Reitern bestehenden Jagd-Gesellschaft. Dieses alte historische Gasthaus, in dem schon Kaiser Friedrich, Zar Nikolaus, der König von Rumänien, der König von Griechenland und viele andere Fürsten Einkehr gehalten haben, ist an diesem Tage immer der Sammelpunkt aller Neugierigen und Jagdbummler, die von hier aus der Meute und der Jagdgesellschaft folgen. Die Krambe, daß der Kronprinz die Jagd mitreiten werde, hatte sich bald in den Orten der Umgegend verbreitet und von nach und fern die Bauernjugend angelockt. Man sprach den Getränken fleißig zu und war außerst fidel. Der Kronprinz, der beim Rendezvous vom Pferde gestiegen war und im Garten des Gasthauses promenirte, war stets von Hunderten von Bauernjungen umgeben. Als man dem Sohne des Kaisers wieder mal ein braufendes Hoch ausbrachte und der Kronprinz sich dankend verneigte, sprach ein kleiner Bauernbengel vor und rief laut: „Du, dreimal hebt mir di jetzt 'n Hoch utbrocht, nu giff mal einen ut!“